Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 143. Bromberg, den 5. August 1926.

Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

(13. Fortsetzung.)

„Ihr habt schon recht. Eine halbe Stunde nur ist's bis hin, und doch hört Ihr nicht mal die Glocken. In der Niederung verklingen sie, daß die Töne nicht bis her dringen. Der Weg, auf dem wir gehen, ist nur ein schmaler Bergkamm, und bald werdet Ihr's zu beiden Seiten flimmern sehen. So, da blickt links schon der Gohlitz vor, aber rechts kommt gleich der Mittelsee, und drüben liegt das Nest Schwina, Gott sei bei uns! Wenn Ihr ein altes Weib seht, mit 'ner weißen Hucke auf dem Rücken, drückt die Augen zu und antwortet ihr nicht. Das ist die Frau Hucke, und ist der Korb braun, dann ist's die Frau Harke. Die treiben hier ihren Spuk; aber wer tut, als merkt' er sie nicht, dem tun sie nichts. Das ist noch kein Menschenalter her, daß ein Britzke und ein Hagen hier geritten kamen. Sie hatten einen reichen Kaufmannssohn aus Magdeburg bis aufs Hemd ausgezogen beim Würfelspiel, dort im Kruge von Jeserich, und hatten noch manchmal beim Abt von Lehnin eingesprochen und stark getrunken. Der Abt hatte ihnen gesagt, sie möchten doch bei ihm nächten, weil's im Wald duster ist, und mit ihm, dem Abt, auch eins würfeln; wenn es Sünde wäre, käme das auf eins 'raus, und am Morgen könnten sie zur Beichte gehen, dann wär's reingewaschen, eins und das andere. Sie aber lachten, sie wollten sich's im Wald überschlagen, ob das bißchen Sünde den Beichtschilling lohne. Eigentlich fürchteten sie sich mehr vorm Abt als vorm Walde, denn es hieß, er hätte 'ne glückliche Hand. Kaum waren sie ein paar hundert Schritt vom Kloster im Elsenbruch, so wußten sie schon nicht mehr wo sie waren. Sie drehten sich links und rechts, und dachten, nun wollen wir doch umkehren. 's ist besser, Geld lassen und beichten beim Pfaffen, als das Leben lassen im Sumpf. Da sahen sie ein Licht, und meinten, es wär' aus dem Kloster, aber das Licht ging immer weiter, und endlich sahen sie, es war eine Laterne, die ein altes Weib vor sich trug, und auf dem Rücken hatte sie eine Kiepe, die war voll weiß Zeug gepackt. Sie gaben ihren Pferden die Sporen, doch je schneller sie ritten, um desto schneller trippelte die Alte fort, und sie hörten sie keuchen und husten, bis sie mal stille stand und rief: „Herrjemine, ich glaube, da ist jemand hinter mir her." — „Freilich, du Wetterhexe", rief der Britzke, „wir haben den Weg verloren." — „Wo wollt Ihr denn hin, gnädige Herren?" rief sie wie ganz erschrocken. — „Nach Kloster Lehnin zum Abt." — „Ach du meine Güte", sprach das Weib, „da muß ich ja auch hin; da können wir eines Weges gehen." — „So führe uns", sagte der Hagen, „und du sollst den Lohn haben, den du verdienst." — Da trippelte sie vor ihnen her, bergauf, bergab, und um sie her ward alles dunkel, daß sie nicht einen Schritt sehen konnten; nur allein das Licht von der Alten. Nun riefen sie ihr zu, sie sollte doch nicht so schnell gehen, denn sie fürchteten, sie zu verlieren. Da lachte sie und schwor bei einem Heiligen, den beide Herren nicht kannten, das sei doch kurios: die Herren wären ja zu Roß und sie zu Fuß und siebenundachtzig Jahre alt! Der Britzke rief ihr zu, sie möchte wenigstens nicht so springen, das Licht in der Laterne könnte ausgehen, dann säßen sie ganz im Dunkel. „Ach", sagte sie, „dann leucht' ich mit meinen Augen, ich habe Katzenaugen." Den beiden Herren war's doch nun ein bißchen unwirsch, zumal, da sie immer tiefer in die Elsen und in die Brüche mußten und gar kein Weg mehr unter ihren Füßen war. „Wer bist du denn, wo kommst du denn her?" rief endlich der Britzke, da die Alte sich auf eine der trockenen Palten im Moor niedersetzte und schnaufte wie nach Luft. „Kennt Ihr mich denn nicht?" rief das Weib. „Ich bin ja die alte Pracherfrau, die humpelt durchs Land und sammelt, was die Leute zu viel haben. Wovon soll unsereins leben? Gestern war ich in Kemnitz, da hatte die gnädige Frau Wäsche. Da hat mir der liebe Gott manch Hemde und manchen Strumpf beschert. Sie hatten ja viel zu viel." — „Warst du nicht in Hohennauen auch?" fuhr der Hagen drein, denn er war von Hohennauen, wie der Britzke von Schloß Kemnitz, und dem Britzke war schon die Ader geschwollen bei der Frau ihren Worten, denn mit der Wäsche bei ihm zu Haus war's richtig, seine Frau durfte sich aber nicht unterstehen, auch nur ein Tüchlein fortzuschenken. Also hatte es die Alte aufgerafft. — „Freilich war ich auch in Hohennauen", kicherte sie böslich. „Ach, da hab' ich erst hübsche Sachen eingepackt. Das war ein gesegneter Tag." — Nun mußte der Hagen den Britzke ordentlich festhalten, daß er nicht lospolterte: „Warte nur bis Lehnin, lieber Bruder. Hier hat sie uns, das Diebsmensch; da haben wir sie. Ich lasse sie peitschen." — „Mit den Hunden hetzen", kreischte der Britzke. — „Das steht dann bei uns", meinte der Hagen. „Jetzt aber laß nichts merken, bis wir 'raus sind." Aber die Alte hatte alles gemerkt. Wie sie nun wieder vor ihnen lief, und die andern dicht hinter ihr her, warf sie ein Stück aus dem Korbe, und dann noch eins, und so streute sie links und rechts in das Moor die feinsten Hemden, Tücher, Strümpfe und Lacken. Dem Britzke kribbelte es in den Fingern, daß er's auflange. Das schönste, feinste Weißzeug ging so verloren. Aber der Hagen kniff ihn in den Arm: „Beileibe nicht, das ist ja ihre Tücke. Wenn wir uns dabei aufhalten, entwischt sie uns. Nur darauf los!" Und so ritten sie drauf los, bis sie nicht weiterkonnten, bis das Moor um ihre Augen spritzte und das helle Wasser den Tieren bis an die Halfter ging. Ja ihr Schreien hörte keiner als die Hexe. Die hielt ihre Laterne hoch: „Nur ein bißchen weiter noch. Ihr lieben Herren, da findet Ihr's wieder fest unter Euch." Der Britzke riß auch sein Pferd noch einmal los, bis Mann und Roß in ein tiefes Loch stürzten: „Hilf mir, Bruder Hagen!" schrie er, bis am Hals im Wasser. „Hilf dir selber!" rief es wieder aus allen Waldecken, und es lachte wie zehntausend Teufel. „Da seht, Junker, das ist der Mittelsee." Dahin hatte sie die beiden Herren gelockt, und nun ging der Mond auf, und mitten auf dem See fuhr ein Kahn ohne Ruder und Segel, ganz von selbst, und drinnen ein weißer Bock, der meckerte. Und den Kahn und den Bock drin sieht man noch oft, mittags, bei hellstem Sonnenschein über den See fahren; kein Wind bläst, und kein Mensch rudert."

„Und die beiden Herren, Ruprecht?"

„Sind ertrunken und erstickt. Keine Seele hat sie wieder gesehen, und sie liegen noch im Moor. Da wagt sich auch kein Mähter hin, auf die falsche, grüne Decke. Der Storch selber, wenn er sich niederläßt, wippt sich erst mit den Flügeln, traut dem Frieden nicht."

„Mann und Roß, das ist schrecklich."

„Der Hagen hatte noch Zeit, drei Vaterunser zu beten, und rief zum heiligen Rochus, seinem Patron, und davon mag's gekommen sein, daß sein Pferd sich durcharbeitete, nämlich in den See, es schwamm 'rüber, und dann fuhr es durch den Wald wie der Satan, und stand nicht eher still als vor der Klosterpforte. Da wieherte es und schnaufte und schlug mit den Hufen dran, daß der Abt und die Mönche in Todesangst waren. Und davon erfuhren sie's, was vorgegangen war, und der Abt ließ Seelenmessen —"

„Konnte denn das Pferd sprechen?“

Der Knecht Ruprecht sah ihn groß an: „Solch ein Pferd, Junker! — Ein Pferd mein' ich — nun, Junker, das mein' ich, ist gottlos, so zu fragen.“

„Herr Gott, was ist das!“ rief Hans Jürgen.

Es schnaufte heran, durch die Büsche knisterte es, und ein wildes Pferd mit schnaubenden Nüstern, funkelnden Augen und zottigen Mähnen fuhr wie im Nu an ihnen vorüber. Laub und Erde stoben unter seinen Hufschlägen.

Ruprecht stand, die Arme auf der Brust gekreuzt, die Augen niedergeschlagen. Jürgen aber, so schnell es ihm auch aus den Augen war, hatte sich doch nicht enthalten können, dem Ungetüm nachzublicken.

„Ruprecht, sahst du's?“

Ruprecht nickte nur mit dem Kopf.

„Das war Hans Jochems Pferd. Ritt er nicht auf dem Falben vom Hof? Ja, ja, und das war auch sein Sattel.“

„Gelobt sei Jesus Christus, in Ewigkeit!“ schloß der Knecht und schüttelte mit zufriedenem Lächeln den Kopf. „Das ist alles Satans Blendwerk, um uns zu irren. Und hättet Ihr Eure Schecke gesehen, sie wär's doch nicht. Das soll uns nur täuschen, Ihr glaubt, der Sattel war ledig. Ich sah aber einen reiten, quer saß er drauf und schaukelte die Beinchen. Einer von den kleinen Leuten war's. Er grinste und steckte die Zunge 'raus; bekreuzt Euch nur noch einmal. Sind auf dem rechten Wege und lassen uns nicht irren.“

Das Pferd wollte Hans Jürgen nicht aus dem Sinn, und er hörte nur halb auf die andere Geschichte, die Ruprecht erzählte: von der Hebamme aus Kloster Lehnin, die sich eines Abends bei der alten Ziegelei verirrt, und ein kleines Männlein war auf sie zugetreten und hatte sie gebeten, ihm zu einer Wöchnerin zu folgen, und auf seinen Rutenschlag hatte sich das Wasser des Gohlitz wie eine Falltür geöffnet, und sie war mit ihm hinuntergestiegen in das Reich der Kleinen, wo sie eine Frau glücklich entbunden, wofür der kleine Mann ihr erlaubte, vom Kehricht so viel zu nehmen, als ihre Schürze faßte, und als sie nach Haus gekommen, war das Müll eitel Gold geworden. Und daß die Nachkommen der Frau noch heute lebten und reiche Leute wären. Auch vom Klostersee drüben und dem grünen Hut, der drauf schwimmt, aber den Fischer, der ihn greifen will, zieht er in den Abgrund. Und von den Unterirdischen im Mittelsee, was ein gar wunderbar Geschlecht sei von schönen Seejunfern, die in Kristallpalästen wohnten, und wo Not wäre, den kreißenden Frauen zu Hilfe kämen.

Hans Jürgen gruselte; sein Zittern und die kurzen Schritte, die er tat, verrieten, daß er der Furcht war, hinter jedem Baumstamm könne ein neues Ungetüm vorschießen. Da wandte sich Ruprecht, der jetzt ihm voraufging, mit langen Schritten zu ihm, und er blieb bei ihm: „Junker Hans Jürgen!“ sprach er. „Nur noch eine kleine Weile das Herz zusammengehalten. Dort am Waldrand, wenn wir in die Niederung kommen, da hören wir schon die Klosterglocken wieder, da müssen die Spukbilder weichen. Wer nicht auf bösen Wegen geht, hat sich nicht zu ängsten. Glaubt Ihr denn, der Britzke und Hagen wären in den Sumpf gegangen wie die blinden Heiden, wenn sie nicht schon dem Teufel den Finger hingehalten hätten. Der Spaß in Jeserich und der Soff im Kloster, und daß sie nicht zur Beichte gehen wollten, da hatte der Böse schon Quartier in ihrer Seele. Ihr seid doch noch jung und ohne Sünde. Dankt Gott, daß Ihr nicht reitet, wo der Junker Hans Jochem reitet.“

„Ruprecht, du glaubst doch nicht —“

„Bin nur ein schlechter Knecht und darf mich so was nicht unterstehen zu denken. Aber der Teufel versteht keinen Spaß, der fragt auch nicht —“

„Ruprecht, der Herr von Lindenberg —“

„Ist ein gar feiner und vornehmer Herr, der weiß gewiß alles besser als ich, und solchem schlechten Krämer auf den Kopf schlagen, das geschieht ihm im Grunde schon recht, aber Junker, ich weiß doch nicht, mir ist lieber, daß Ihr nicht dabei seid, und ich auch nicht dabei bin. Paßt mal acht, wenn Ihr zurückkehrt, und die Herren auch. Ihr habt's gefunden, was Ihr suchen ging't, und's war Euch aufgetragen; und die haben gefunden, was sie suchen gingen, und kein Mensch trugs ihnen auf, paßt mal acht, wenn Ihr beide vor dem Muttergottesbild am Dorf vorbeikommt. Ihr werdet dreist auf der Straße gehen, Eure Mütze ziehen und Eure Knie beugen. Die Herren, wett' ich, wenn sie das Bild sehen, meinen, der Weg sei zu sandig, und der eine schwenkt durch den Wald, wo der Sand noch tiefer ist, und der andere quetscht sich hinter dem Bilde durch das Moor. Sie wagen nicht, der Mutter Gottes in das Antlitz zu sehen. Und nun denkt Euch, wenn Ihr zurückkehrt nach Ziatz!“

Das Bild, das der Knecht andeutete, trat Hansen mit einem Male vor das innere Auge, so hell, als der Wald dunkel war. Da kam er stolz auf den Damm und stieß in seine schillernde Pfeife vor dem Burgtor im Morgenrot. Die Zugbrücke war gefallen, die Edelfrau öffnete selbst das Tor und sah ihn fragend an. Ihr strenger Blick verzog sich in ein freundliches Lächeln. Sie hielt die Hand ihm entgegen: „Das ist brav von dir, Hans Jürgen!“ Und hinter ihren Schultern blickte Evas noch freudeglänzenderes Gesicht. — Wäre er aber zu Roß mit den anderen zurückgekommen, wie langsam, deuchte ihm, hätte er den Damm entlangreiten müssen, den Schatten der hohen Ulmen hätte er gesucht, sich und was er trug, unter dem Mantel verborgen. Was hätte der Wetterhahn auf dem Turm verzweifelt gekräht, wie würde der Torflügel geknackt, welche fragenden, scharfen, durchbohrenden Blicke würde die Burgfrau ihm entgegengeworfen haben. Ihm war so leicht, eine Zentnerlast fiel ihm von der Brust, er schritt mutig zu und sah keine Gespenster mehr.

XI.

Kloster Lehnin.

„Hier, gebt mir Eure Hand, Junker, oder faßt lieber meine Stange an, ein Schritt links und rechts ab, und Ihr seid verloren,“ sprach der Knecht Ruprecht.

Sie waren aus dem Dickicht des Waldes in die sumpfige Niederung hinabgestiegen, welche sich noch heut in weitem Halbkreis um Ort und Kloster fortzieht. Hier war kein Steg, kein Pfad zu sehen, ob doch die Dämmerung schon in den weiten Lug schien; nur Elsenbüsche, verräterisches Schilf und offene Lachen. An dieser Stelle ging der Führer selbst unschlüssig und prüfte vorher das trügerische, zitternde Erdreich, hier wand er sich in weitem Umkreis um mannshohe Rohrbüschel und gelangte nur durch einen Sprung mit der Stange hinüber, die er dann seinem Gefährten zurückreichte.

Jetzt standen sie ungefähr in der Mitte des Moors. Weithin zur Linken blickten einige Lichter aus den Klostergebäuden, während ringsum nur die dunklen Föhrenwälder im Nachtkleide ihre ungastlichen Schatten warfen. Ruprecht blieb stehen und schaute nicht unruhig, aber bedächtig, nach Luft und Erde und den vier Winden.

„Wir hätten doch besser getan, den großen Weg über den Damm und durch den Ort einzuschlagen.“

Ruprecht schüttelte den Kopf: „Daß wir die Hunde geweckt und dem Dieb die Spur gezeigt.“

„Ruprecht, bleiben wir länger stehen? Unter mir bricht es schon.“

Der Knecht winkte ihm, die Stellung zu wechseln, wie er selbst tat: „Hört Ihr die Glocken?“

Es läutete vom Kloster zur Frühmette. Ruprecht faltete still die Hände; Hans Jürgen folgte unwillkürlich seinem Beispiel. Nach einer Weile hörte man über das Wasser den Chorgesang der Mönche. Als sie ausgesungen, wandte sich der Knecht zum Junker: „Will's Euch nur gestehen, wußte 'nen Augenblick auch nicht aus und ein. So, nun sehe ich wieder klar; ich finde schon. Denke mir nun so, wie muß denen dazumal gewesen sein in der alten Zeit, die hier verirrten, und in der Wildnis war kein Licht, keine Glocken und kein Gesang!“

„Sie sagen, das sei das erste Kloster, was sie in den Marken gebaut.“

Ruprecht nickte: „Muß doch grauslich gewesen sein in solchem Land, wo der Teufel sein Wesen trieb, ungestört und überall umher nichts als Wald und Sumpf, voll Bären und Heiden. Wo kein Heiliger war und keiner einen Schutzpatron hatte, wie man da nur nächtens durchkam durch die Finsternis und das Kobolds- und Nixenzeug, das jetzt noch so fest sitzt, und die Geistlichen können's nicht ausrotten.“

Hans Jürgen hatte gehört, das komme davon, weil die Mönche jetzt nicht wären wie sonst.

„Sie sind Schlemmer und Tunichtgute, das ist schon recht, aber die Glocken haben sie noch. Ohne die hätten die Geister schon längst wieder Oberwasser. Das war wohl ein gut Werk, daß sie grad' hier das Stift gründeten, was es auch kosten tat an saurer Arbeit und auch Menschenblut. Da drüben bei Namitz erschlugen die Wendischen den Abt Seebald. Man sieht noch den Stock vom Baum, wo sie ihn runterschütteln wollten, aber da er sich festhielt, sägten sie den Baum ab und schlugen ihn dann tot, was auch die Mönche den Heiden Lösegeld boten. Friede seiner Seele! Ob sie den Frieden hat, das weiß ich nun nicht. Denn die Leute hierum sprechen anders als in den Kirchenbüchern zu lesen steht. Mehr als einer sah ihn im Dämmerlicht auf dem Stumpf sitzen, und wenn man ihn anrief, huschte er in den Wald.“

Hans Jürgen hatte immer nur gehört von dem frommen Abt Seebald, der ein Märtyrer geworden, weil er zu den Bauern umherging, in die schlechteste Hütte, um sie zu bekehren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Doppelgänger von Andaye

Von Peter Squenz.

Der folgende Fall des Betrügers Arnold du Thil, der sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Gascogne ereignete, ist durch die Kühnheit bemerkenswert, mit der dieser Betrug durchgeführt ist, sowie die grotesk anmutende Leichtgläubigkeit der Betrogenen. Anstatt des Gatten, Vaters und Sohnes, der vor einigen Jahren das Land verlassen hat, kehrt ein wildfremder Mensch zurück, der niemals noch in dieser Stadt gewesen gewesen ist, der die Familie des Verschwundenen nur vom Hörensagen kennt, gibt sich für diesen aus, vertrauend auf eine gewisse Ähnlichkeit, — und die Gattin des Verschwundenen nimmt den Betrüger für ihren Mann, das Kind für seinen Vater, die Geschwister nehmen ihn für ihren Bruder. Wollte ein Romanschriftsteller oder ein Filmautor einen solchen Stoff verarbeiten, — jedermann würde ihm lachend vorhalten, daß kein Mensch von der Wahrscheinlichkeit der Geschichte auch nur annähernd zu überzeugen sei. Und doch beweisen die historischen Quellen die Wahrheit der Geschichte von Arnold du Thil.

Im Jahre 1539 heiratete Martin Guerre aus Andaye in der Gascogne ein Mädchen, Bertrande de Rols. Er lebte glücklich mit ihr, sie gebar ihm einen Sohn, und Martin Guerre würde es zu einem angesehenen Bürger des Städtchens gebracht haben, hätte er sich nicht eines Tages dazu hinreißen lassen, seinen Vater zu bestehlen. Aus Furcht vor Strafe — vielleicht waren auch noch andere Ursachen im Spiel — faßte er den Entschluß, seine Heimat, seine Frau und sein Kind zu verlassen, und er wählte die Zuflucht, die zu jener Zeit alle Menschen wählten, die Grund hatten, spurlos zu verschwinden: er ging nach Spanien, wo man damals gerade Soldaten zu dem Kriege anwarb, den Karl V. mit Frankreich führte, und zog unter dem Kommando des Grafen von Egmont ins Feld. Hier lernte er einen anderen Soldaten, Arnold du Thil, kennen, der eine gewisse äußere Ähnlichkeit mit ihm hatte. Die beiden Kameraden schlossen Freundschaft; kaum jemals war einer ohne den anderen zu sehen. Sie schliefen am selben Lagerfeuer, sie marschierten nebeneinander, und die Soldaten nannten die beiden scherzhaft „Die Zwillinge". Es ist nur selbstverständlich, daß in diesem täglichen Beisammensein sie einander ihre Lebensschicksale erzählten. Martin Guerre, der mit Wehmut des angenehmen Lebens zu Hause gedachte, sprach seinem Freunde viel von seiner Frau und seiner Familie. Da kam dem Abenteurer du Thil, der noch niemals die Ruhe eines geordneten, bürgerlichen Lebens genossen hatte, der Gedanke, seine Ähnlichkeit mit Martin Guerre und die Kenntnisse, die die häufigen Erzählungen des Freundes ihm vermittelten, dazu zu verwenden, sich jene bequeme Existenz zu verschaffen, die ihm bis dahin versagt geblieben war. Von da ab suchte er immer mehr Details aus Martin Guerre herauszulocken; er schrieb sich, was er erfahren hatte, auf, kannte bald die Namen aller Verwandten, kleine Charakterzüge, die nur den Nahestehenden bekannt sind, und auch die intimsten Details aus Martin Guerres Ehe.

Eines Tages war Arnold du Thil aus dem Lager entflohen, und er tauchte kurz darauf in Artegat auf, wo Bertrande mit ihrem Kind und ihrem Schwiegervater lebte. Er sei Martin Guerre, sagte er, der glücklich aus Spanien zurückgekehrt sei. Als man ihm dies nicht recht glauben wollte, ließ er alle Verwandten zusammenrufen, bat seinen Vater um Verzeihung wegen des begangenen Unterschleifs und wußte so viel und so überzeugend aus seinem früheren Leben zu erzählen, daß man nicht länger mehr zweifelte, „Martin Guerre ist zurückgekehrt!", das wußte bald die ganze Stadt. Die Jahre der Entfernung, so dachte man, das ungewohnte Leben im Felde, hatten diesen Mann so sehr verändert. Die letzten Zweifel hatte du Thil beseitigt, indem er gewisse untrügliche Merkmale des Verschwundenen, wie eine Narbe an der Stirn, eine Zahnlücke in der oberen Kinnlade, und ein kleines Mal am Auge vorwies. Es ist anzunehmen, daß er sich diese Merkmale künstlich beigebracht hat. Als die Verwandten gegangen waren, erinnerte er Bertrande überdies an die, einem jungen Mädchen unvergeßlichen Tage nach der Hochzeit, und Bertrande, die sich so lange nach ihrem Manne gesehnt hatte, war glücklich, ihn wiederzusehen.

*

Drei Jahre lang lebte — so unglaublich es klingen mag — du Thil unter dem Namen Martin Guerres. Bertrande bekam zwei Kinder von ihm; er aber war während dieser Zeit vornehmlich darauf bedacht, die Besitztümer Martin Guerres zu Geld zu machen, denn er mußte jederzeit die Rückkehr des Verschwundenen fürchten und wollte sobald wie möglich, sobald er eine genügende Summe beisammen hatte, verschwinden.

. . . Die Chronik berichtet nicht, auf welche Weise es zur Katastrophe kam, sie berichtet nur, daß, nachdem sie drei Jahre lang als seine Frau mit du Thil gelebt hatte, Bertrande eines Tages plötzlich davon überzeugt war, daß sie betrogen worden sei. Sie ging zum Gericht, bat um genaue Untersuchung und forderte, daß man ihr Genugtuung verschaffe für ihre gekränkte Ehre und für den Vermögensschaden, den sie erlitten hatte. Daraufhin ließ der Richter den Betrüger verhaften. Dieser leugnete selbstverständlich und beharrte auch jetzt noch darauf, daß er der wahre Martin Guerre sei. Hundertfünfzig Zeugen wurden in diesem Prozeß vernommen, vierzig von ihnen sagten unter Eid aus, der Angeklagte sei in der Tat Martin Guerre, die übrigen aber zweifelten an der Identität. Der Richter stellte immer neue Kreuzverhöre mit du Thil an, doch war dieser so gut informiert über alles, was die Vergangenheit Martin Guerres betraf, daß man ihm kaum einen Fehler nachweisen konnte, der nicht auch Folge eines schlechten Gedächtnisses hätte sein können.

Da aber meldeten sich zwei Kaufleute vor Gericht, die aus des Betrügers Vaterstadt stammten. Sie hatten die entscheidende Aussage zu machen. Sie nannten den Namen du Thil, den man in Andaye bis dahin niemals noch genannt hatte, und sie behaupteten mit Bestimmtheit, daß der Angeklagte jener Mensch dieses Namens sei, den sie von Jugend auf kannten. Du Thil lachte sie aus. Zur Bekräftigung ihrer Aussagen führten sie immer neue Zeugen aus du Thils Geburtsort heran. Und diese Zeugen brachten die Entscheidung in der ersten Instanz: Das Gericht von Andaye verurteilte du Thil wegen Betruges zum Tode.

Doch dieser warf die Flinte noch nicht ins Korn. Er legte Berufung ein, und der Prozeß kam vor das Parlament von Toulouse, das die Untersuchung, um mehrere Grade genauer und sorgfältiger, erneuerte. Das Seltsamste war, daß unter jenen wenigen Zeugen, die in beiden Instanzen mit Entschiedenheit aussagten, der Angeklagte sei in der Tat Martin Geurre, sich alle vier Schwestern des Verschollenen befanden. Einige Zeit sah es so aus, als würde das Parlament von Toulouse den Spruch der ersten Instanz widerrufen, zumal, als der falsche Martin Guerre jetzt — unter Anführung einiger Scheingründe — seine Verwandten beschuldigte, sie wollten ihn durch eine falsche Anklage um sein Vermögen bringen. Niemand kann sagen, wie der Prozeß ausgefallen wäre, würde nicht eines Tages das geschehen sein, was allein die letzte und klare Entscheidung dieses Falles herbeiführen konnte: es erschien nämlich unvermutet der wirkliche Martin Guerre in Toulouse.

Der Gerichtshof beschloß, die beiden Anwärter auf den einen Namen nebeneinander zu stellen und nochmals alle Zeugen zu laden, damit sie jetzt entschieden, welcher von ihnen der wahre Guerre sei. Nun konnte der Fall nicht länger zweifelhaft bleiben, da auch jene Personen — unter ihnen Martins Schwestern — die bisher du Thil beigestanden hatten, jetzt öffentlich ihren Irrtum bekannten. Das Resultat war, daß Martin Guerre in seine Rechte als Ehemann, Vater, als Besitzer des Vermögens wieder eingesetzt wurde, während man den Betrüger verurteilte, vor der ganzen Gemeinde auf den Knien im Hemd, mit bloßem Kopf und barfuß, einen Strick um den Hals und eine brennende Wachskerze in der Hand, Gott, den König, die Obrigkeit, Martin und Bertrande Guerre um Verzeihung zu bitten. Nachdem dies geschehen war, wurde er dem Scharfrichter ausgeliefert, der ihn an dem Strick, den er um den Hals trug, durch alle Gassen und Wege der Stadt vor das Haus Martin Guerres und dann auf den Richtplatz schleifte, wo der Unglückliche gehängt wurde. Der Körper des Gehängten wurde zu Asche verbrannt.

Neue Geschichten von bedeutenden Männern.

Eins der inhaltreichsten Memoirenbücher, die in der letzten Zeit erschienen sind, dürften die im Otto Quitzow-Verlag zu Lübeck herausgebrachten „Erinnerungen an bedeutende Männer unserer Epoche" von dem Violinspieler und Pädagogen Goby Eberhardt sein. Der Künstler ist auf seiner wechselvollen Lebensbahn mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten der Musiker-, Dichter- und Künstlerwelt zusammengetroffen und weiß von ihnen lebendig zu erzählen. Bei Liszt wurde er von seinem Lehrer Wilhelmj eingeführt. Als er mit ihm ein neues Violinkonzert besprach, das er in sein Repertoire aufgenommen, sagte der Meister zu Eberhardt: „Machen Sie sich ein festes Repertoire und konzertieren Sie. Sie werden Erfolg haben. Ich bin mit zwölf Stücken durch die Welt gereist — aber die konnte ich!" Über den Unterricht, den Liszt erteilte, berichtet der Verfasser: „Während er unterrichtete, ging er

im Zimmer auf und ab oder stand hinter dem Stuhl seines Schülers, korrigierte oder machte humoristische, feine Bemerkungen, die auch manchmal an Derbheit nichts zu wünschen übrig ließen. Einen Lieblingsschüler, der ziemlich verkatert zum Vorspielen erschien, hörte Liszt nur kurze Zeit an, klopfte ihm dann auf die Schultern und sagte: „Genug! Mein Lieber, Talent ist eine Gottesgabe, die verschweint man nicht.“ Im allgemeinen aber war Liszt sehr gutmütig, und wenn Hans von Bülow die Vorspielstunden übernahm, so meinte er sarkastisch: „Es ist Zeit, daß wieder einmal ausgemistet wird.“ Die holde Weiblichkeit hielt sich dann sehr zurück, auch von den jungen Pianisten fehlten manche; denn Bülow war der gefürchtete „Buhmann“, mit dem man nichts zu tun haben wollte. Liszt sagte von Bülow: „Er ist ein Schulmeister, aber ein vornehmer.“

Wagners persönliche Bekanntschaft machte Eberhardt in den siebziger Jahren, als er Konzertmeister am Bremer Stadttheater war. „Er war in Begleitung seiner Frau“, erzählte er. „Sie trug eine große und anscheinend schwere Ledermappe, und ich als galanter junger Mann sprang schnell hinzu und wollte Frau Cosima von der Last befreien; doch mit allen Zeichen des Schreckens zog sie das kostbare Gut an sich. In diesem Augenblick drehte sich der Meister um; mit einem Blick hatte er die Situation erfaßt. „Gib nur, gib nur, einer von den unseren“, rief er, und zögernd übergab mir Frau Cosima die Mappe, in der sich, wie ich später erfuhr, Skizzen zum „Parsifal“ befanden.

In den achtziger Jahren verkehrte der Verfasser auch viel in den Kreisen der damals jung aufstrebenden Literatur, mit den Brüdern Hart, Liliencron, Peter Hille. Bei dem merkwürdigen Paar Ola Hanson und Laura Markelm, bei dem er die Frau und sie der Mann zu sein schien, lernte er Strindberg kennen. „Er hatte eine grünliche Loden-Schützenjoppe an, die Hände in den Rocktaschen, der nach oben gesträubte Haarwulst, unter dem die mächtige Stirn sofort auffiel, die starken Backenknochen und dann die feminin verlaufenden Linien der untern Gesichtspartie bildeten mit dem immer zum Küssen gespitzten Mund einen merkwürdigen Gegensatz. Ich machte schon damals die Wahrnehmung, was mir später noch öfter aufgefallen ist, daß er beim Vorstellen uns nicht entgegenkam, sondern im Gegenteil eine mehr abwehrende Bewegung machte, wobei aus seinem Blick tiefes Mißtrauen sprach. Alles war Auflehnung, Ablehnung und Eigenwille.“ Von Wagners Kunst mochte Strindberg nichts wissen. Der Gott in der Musik war für ihn Beethoven, eine Künstlerpersönlichkeit, deren Schaffen er tief erfaßt hatte. Auch für den Romantiker Robert Schumann hatte er viel Liebe.

Ein anderer genialer Skandinave, Knut Hamsun, erregte schon mit seinen ersten Werken die Begeisterung Eberhardts. Als ihm wegen einer Novelle im „Simplizissimus“ das Dichtergehalt von der dänischen Regierung entzogen wurde, hielt der Verfasser für ihn Vorträge und veranstaltete Konzerte, und über eins der Konzerte hat Liliencron seine erste Musikkritik geschrieben. Überhaupt weiß Eberhardt sehr viel Interessantes über die starke musikalische Begabung des großen Lyrikers mitzuteilen und erzählt allerlei von seiner Tätigkeit als Musikkritiker.

Von Raabe, den er an seinem berühmten Stammtisch in Braunschweig aufsuchte, überliefert er uns ein anerkennendes Urteil über Liliencron. „Oh, das ist noch ein Kerl, den muß man schon gelten lassen“, sagte der alte Meister, der sonst von den „Neuesten“ nicht allzu viel wissen mochte. Mit Corinth wurde der Verfasser im Bade bekannt. „Er konnte sich nicht satthören an den Konzerten von Bach, von Beethoven, den Sonaten von Schumann und Strauß“, erzählt er. „Auch für Mozarts Klaviersonaten schwärmte er besonders. Man fühlte, welche Freude ihm die Musik bereitete. Bach, Beethoven, Mozart waren für ihn „gewaltige Kerle“.“ Aber auch in die zarte „Träumerei“ und das stimmungsvolle „Abendlied“ von Schumann konnte er sich ganz vertiefen. „Das geht ans Herz“, meinte er. Kam ich mal abends ohne Geige zu ihm, so tat er ganz erstaunt. „Was, ohne Geige? Her mit der Fiedel! Musik, Musik will ich haben!“ Seinem Wunsche war nicht zu widerstehen. Man fühlte, wie viele Berührungspunkte er mit der Musik und besonders mit den Klassikern hatte, so daß es eine Freude war ihm vorzuspielen.“

Die Portion.

Auch ein Reisebildchen.

Das ist im Leben häßlich eingerichtet, daß zwischen dem Phantasiegebilde eines Menschen und der Wirklichkeit meist eine jähe Kluft gähnt. Diese Kluft ist die Enttäuschung.

„Wunderlichstes Buch der Bücher“ — singt nicht so Goethe? Auch ich kenne ein Buch, in dem eifrig geblättert wird, das wie das Buch der Liebe alles verspricht, um ach, so wenig nur zu halten!

Das ist die „Speisekarte“ — auf deutsch „Menü“ genannt. Da gibt es Gerichte, Zusammenstellungen, bei denen vor Erstaunen das menschliche Herz stille steht!

Und da „probieren“ bekanntlich über „studieren“ geht, so probiert man halt.

Daß ein Tier, sobald es geschlachtet wird, in den verschiedenen Teilen Deutschlands (vom Ausland gar nicht einmal zu reden) so verschiedenartige Namen annimmt, macht die Sache auch nicht leichter.

Wenn es nun aber gar einem Kalb einfällt, sein Leben in Bayern zu beenden, dann wird die Sache ganz schlimm. Denn dann bekommt es Namen, die keine menschliche Zunge aussprechen kann, geschweige sich vorzustellen vermag! Und doch ist alles eitel Kalb!

Die „Portion“ steht meistens im krassen Gegensatz zu den Reizen der umgebenden Landschaft. Je größer der See — je kleiner der Fisch — je gewaltiger der Berg — je winziger das Beefsteak — je klarer der Quell — je trüber das Bier!

Es geht einem mit der „Portion“, wie etwa mit der Dame von der Heiratsannonce — solange man sie noch nicht gesehen hat, besteht noch Hoffnung. Nachher ist's vorbei!

Nur mit dem Unterschiede, daß man die Dame verweigern kann — aber wagen Sie es einmal, eine „Portion“ mit Schönheitsfehlern zu verweigern!

Ich wenigstens wage es nicht! J. Adams.



Bunte Chronik



* **Der Kampf gegen die Wölfe in Rußland.** Während der letzten Jahre haben im Gebiet der Sowjetunion die Wölfe in zunehmendem Maße ihr Unwesen getrieben, und besonders in diesem Jahre ist die Plage im klassischen Land der Wölfe sehr ernst. Lediglich in der russischen Sowjetrepublik schätzt man die Zahl dieser Tiere auf Hunderttausend, denen jährlich etwa eine Million Stück Vieh zum Opfer fallen. Dieser Schaden läßt sich auf zwanzig Millionen Rubel jährlich beziffern, wobei der Schaden, den der Jagdbetrieb von der übergroßen Anzahl Wölfe erleidet, noch nicht mit berücksichtigt worden ist. — Bisher bekämpfte man diese Raubtiere durch Zahlung von Prämien für getötete Wölfe; hin und wieder wurden auch, in kleinerem Umfange, Treibjagden veranstaltet. Weder die eine noch die andere Bekämpfungsart brachte genügend Erfolg. Darum hat die russische Regierung jetzt beschlossen, während der nächsten Jahre regelmäßig an festgesetzten Terminen Treibjagden größten Umfanges zu organisieren und hierbei systematisch vorzugehen. Man hegt die Hoffnung, auf diese Weise die gegenwärtig noch so verheerende Wolfplage in absehbarer Zeit zu überwinden.

*

* **Die Erfinderin des Bubikopfes verwünscht ihren Einfall.** Die frühere Tänzerin Irene Castle in Chicago gilt vielfach als „Erfinderin“ des Bubikopfes. Es ist nicht uninteressant, in diesen Tagen, da sich immer mehr Häupter „bubigeköpft“ zeigen, die Ansicht der Modedame zu hören, die die Welt mit diesem Einfall beglückt hat. Irene Castle M. Laughlin hat nun bei ihrer Ankunft in Paris erklärt: „Ich kann mich mörderisch über diese Bubiköpfe ärgern . . . Oft ärgere ich mich über meinen eigenen geschorenen Kopf, und ich habe wiederholt versucht, mein Haar wieder ums Fünffache wachsen zu lassen; aber immer wenn die Haarlänge jenes Zwischenstadium erreicht, wo nicht viel mit ihm anzufangen ist, dann verliere ich meine Nerven und lasse es wieder schneiden. Warum ich mich ärgere? Nun, weil die Bubikopfmode wirklich so kindisch-knabenhaft ausgeartet ist. Ich halte solchen Stil für zu extrem, zu männlich, und von „männlichen“ Frauen will ich nichts wissen. Die Mode arbeitet jetzt mit solch männlichen Effekten, daß die Wirkungen wenig anziehend sind. Die Frauen sollten sich weiblich halten . . .“



Lustige Rundschau



* **Mitglieder.** „In unserem Verein gibt es zwei Arten von Mitgliedern. Die einen sind mit ihren Beiträgen im Rückstand. Und die anderen sind im Vorstand.“

*

* **Gnädig.** „Ich höre, daß man beabsichtigt, für den Verunglückten auch auf Ihrem Büro eine Sammlung zu veranstalten! Was geben Sie?“ — „Ich gebe die Erlaubnis!“

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.